SCHLESINGER LIBRARY
RS LXM6 8

# Leben und treiben der deutschen Frau in der Urzeit

by

Georg Buschan

943
B97

WOMAN'S ARCHIVES

Gift of

Harvard College Library

# Leben und Treiben der deutschen Frau in der Urzeit.

Von

**Georg Buschan.**
Dr. med. et phil. zu Stettin.

**Hamburg.**
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

# Sammlung
# gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

**Rud. Virchow** und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelius-straße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

**Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.**

---

**Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.**

---

Soeben ist erschienen:

# DAS WEIB
## ALS VERBRECHERIN UND PROSTITUIRTE.
### ANTHROPOLOGISCHE STUDIEN,
GEGRÜNDET AUF EINE DARSTELLUNG
DER BIOLOGIE UND PSYCHOLOGIE DES NORMALEN WEIBES

VON

C. LOMBROSO UND G. FERRERO.

AUTORISIRTE UEBERSETZUNG

VON DR. MED. H. KURELLA.

MIT 7 TAFELN, 18 TEXTILLUSTRATIONEN UND DEM BILDNISSE C. LOMBROSOS.

Preis geh. M. 16.—, geb. M. 18.—

**Deutscher Reichs-Anzeiger und Königlich Preussischer Staats-Anzeiger** vom 25. Oktober 1893: Die vulgäre und poetische Vorstellung von dem Weibe, wie sie namentlich in deutscher Sitte und Poesie besteht, wird hier zerstört. Aber es ist nicht frivole Tendenz, die den Gedankengang beherrscht, sondern streng wissenschaftliche, anthropologische Untersuchung. Auf dialektische Kunstgriffe, phantastische oder philosophische Paradoxien wird dabei gänzlich verzichtet, sondern nur mit dem ernsten Material von Erfahrungsthatsachen gearbeitet, welche der Anthropolog, der Anatom, der Psychiater, der Statistiker, der Kriminalist unter allen Völkern der Erde gesammelt hat.

— — Der Arzt, der Jurist, der Naturforscher, der Philosoph und der Sozialpolitiker, wie auch jeder Gebildete, der sich für das aufgestellte Problem interessirt, wird darin einen reichen Schatz des Wissens erschlossen finden, u. s. w.

# Leben und Treiben der deutſchen Frau in der Urzeit.

Von

**Georg Buſchan,**
Dr. med. et phil. zu Stettin.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
THE GIFT OF
EDWIN FRANCIS GAY
NOV. 1, 1919

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

943
B97

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Wenn man von der deutſchen Frau in der Vorzeit ſpricht, ſo meint man allgemein die Germanin, die zur Zeit der Feindſeligkeiten zwiſchen Römern und Deutſchen, alſo ungefähr um die Wende unſerer Zeitrechnung lebte und in ihrem Thun und Treiben von den Schriftſtellern der Alten in ſo prächtigen Farben geſchildert worden iſt. In dieſem Sinne ſcheinen auch alle Vorträge und Aufſätze bisher abgefaßt zu ſein, die dieſes Thema zum Gegenſtand der Behandlung genommen haben. Natürlich, die einzige Quelle, aus der alle dieſe Autoren ihren Stoff ſchöpfen konnten, blieben ſtets nur die geſchichtlichen Aufzeichnungen der Griechen und Römer oder die deutſche Sage, mithin Dokumente, die doch recht jugendlichen Alters im Vergleich zu den Jahrtauſenden ſind, ſeit denen unſere Vorfahren bereits in Mittel- und Nordeuropa nachweislich ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben. Wer aus dieſer Zeit Kunde erhalten will, der muß über die ſchriftlichen Nachrichten, ja ſelbſt über die mündliche Ueberlieferung und lebendige Erinnerung hinaus bis ins graue Alterthum zurückgehen. Ihm vermögen nur die ſteinernen Runen der Urgeſchichte Aufſchluß zu geben in Geſtalt der urgeſchichtlichen Fundſtücke aus dem Schoße der Mutter Erde, als da ſind hinterlaſſenes Haus- und Kriegsgeräth aus Stein, Knochen, Thon und Metall, Knochenreſte, Grabſtätten, Niederlaſſungen u. a. m. Freilich gehört hierzu eine umfaſſende Kenntniß auf dem Gebiete der Urgeſchichte, die ſich nicht auf

ein enges Gebiet der Heimath beſchränken darf, ſondern auf ganz Europa und noch darüber hinaus erſtrecken muß. Durch dieſe Methode iſt unſer Wiſſen von dem Leben und Treiben unſerer Vorfahren bedeutend erweitert worden. Wir kennen durch ſie unſere Altvordern aus einer Zeit, die vordem aller Kenntnißnahme entrückt zu ſein ſchien, beinahe beſſer als die aus manchen Zeitabſchnitten unſerer Geſchichte. Freilich wollen wir uns nicht verhehlen, daß dieſes unſeres Wiſſen noch viele Lücken aufweiſt, daß manche Kluft noch zu überbrücken bleibt; indeſſen ſteht zu hoffen, daß bei dem rüſtigen Fortſchreiten der vorgeſchichtlichen Forſchung auch dieſe ſich mit der Zeit ausfüllen laſſen werden.

Das Bild von dem Leben und Treiben der vorgeſchichtlichen deutſchen Frau, das wir im folgenden auf Grund der zahlreichen prähiſtoriſchen Fundſtücke zu konſtruiren verſuchen wollen, wird im gewiſſen Sinne einſeitig ausfallen, inſofern es vorwiegend die materielle Seite zum Ausdruck bringen wird, alſo Wohnung, Ernährung, Kleidung, Beſchäftigung und Schmuck der Germanin, weniger die ideale Seite, da nach dieſer Richtung hin die Funde nur einen beſchränkten Rückſchluß geſtatten. Wo uns die Funde aus ſpeciell deutſchem Gebiete im Stich laſſen, werden wir das Material aus der Vorzeit der angrenzenden Länder (Oeſterreich und Nordſchweiz) herzunehmen und durch Vergleich das fehlende Stück zu unſerem moſaikartigen Bilde zu ergänzen haben. — Von dieſen Geſichtspunkten aus mögen die folgenden Zeilen Beurtheilung finden.

Ehe wir dem eigentlichen Thema näher treten, dürften vielleicht einige erläuternde Bemerkungen allgemeinen Inhaltes über die Eintheilung der Urgeſchichte des beſſeren Verſtändniſſes wegen am Platze ſein. Man theilt dieſelbe, ſoweit ſie für die Exiſtenz des Menſchen in Betracht kommt, in drei zeitlich aufeinander folgende Perioden ein: in das paläolithiſche

oder ältere Steinzeitalter, auch Diluvium genannt, in das neolithiſche oder jüngere Steinzeitalter und in die Metallzeit. — Die älteſten Spuren des menſchlichen Daſeins in Europa führen in die paläolitiſche Periode zurück. Wenn es auch gewagt erſcheint, eine ſoweit zurückliegende Zeitepoche ziffermäßig berechnen zu wollen, ſo kann man immerhin doch einen Verſuch machen, dieſelbe aufs ungefähre abzuſchätzen, wobei es auf einige Jahrtauſende mehr oder weniger nicht ankommt. Setzen wir demzufolge aus Gründen, auf die wir nicht näher eingehen wollen, den Beginn dieſer Periode ungefähr ums Jahr 200000, ihr Ende ums Jahr 12000 v. Chr. Die Kultur ſteckte damals gleichſam noch in den Kinderſchuhen. Der Menſch kannte weder Metalle, noch zahme Thiere oder Ackerbau. Seine geſamten Hülfsmittel beſtanden in Stein- und Knocheugeräthen der roheſten Form, die er ſich aus Feuerſteinknollen und Thierknochen zurechtſchlug. Zeitgenoſſen waren die Rieſen in der Thierwelt, wie Mammuth, Rieſenhirſch, Auerochs, Nashorn und andere Thiere des Diluviums, deren Fleiſch die Nahruug für den paläolithiſchen Menſchen abgab. — Die auf das Diluvium folgende jüngere Steinzeit, deren Beginn für Mitteleuropa ums Jahr 12000 fallen mag, weiſt eine neue, ganz abweichende Kulturrichtung auf, die bereits auf die Bezeichnung Civiliſation Anſpruch machen darf. Dieſelbe fand höchſtwahrſcheinlich durch das Vordringen einer neuen Völkerfamilie Eingang, die vom Südoſten her in Mitteleuropa auftauchte und Ackerbau und Viehzucht einführte. Man iſt gewohnt, dieſe neuen Ankömmlinge als Mitglieder der großen indogermaniſchen Völkerfamilie aufzufaſſen und ſie als Arier zu bezeichnen, zu denen auch di Germanen zu ſtellen ſind. Zu dieſem Zeitpunkt tritt uns alſo die deutſche Frau zum erſten Male in der Vorgeſchichte entgegen. Die neolithiſche Kulturperiode charakteriſirt ſich im allgemeinen kurz dadurch, daß der Menſch zur Zeit zwar immer noch ſeine

meiſten Waffen und Werkzeuge aus Stein und Knochen verfertigte, jedoch ſolche ſchon zu poliren und zu ſchleifen verſtand, außerdem dadurch, daß er, wie ſchon geſagt, Ackerbau und Viehzucht trieb. Dieſe Kulturrichtung fand ungefähr ums Jahr 2000—1500 v. Chr. ihren Abſchluß durch die Einführung der Metalle, zuerſt des Kupfers, dann der Bronze, einer Miſchung von Kupfer und Zinn. Dieſes Metall trat alsbald ſeine ausſchließliche Herrſchaft an, indem es nicht nur allgemein zum Schmuck, ſondern auch zu Waffen und Werkzeugen verarbeitet wurde. Als um Jahr 500 v. Chr. dann auch die Kenntniß des Eiſens in Mitteleuropa Eingang fand, kam auch dieſes Metall zur Anfertigung von mancherlei Geräthſchaften, im beſonderen der Schmuckgegenſtände in Verwendung. Es iſt dies die ſogenannte Hallſtattperiode oder die ältere Eiſenzeit im Gegenſatz zu der mittleren Eiſenzeit, der Latèneperiode, zu welcher Eiſen ſchon allgemeinere Verbreitung gefunden hatte. Damit nähern wir uns bereits dem Beginne unſerer Zeitrechnung, alſo der für Deutſchland ſchon hiſtoriſchen Zeit.

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen gehen wir nunmehr zu unſerem Thema über. Obwohl die deutſche Frau erſt zur jüngeren Steinzeit auf der Bildfläche erſcheint, wollen wir doch auch das Leben und Treiben ihrer Vorgängerin, des diluvialen Weibes, mit in den Kreis unſerer Betrachtung ziehen, ſchon um die Gegenſätze zwiſchen beiden lichtvoller hervortreten zu laſſen. Das Heim des paläolithiſchen Menſchen, wenn anders dieſer Ausdruck ſchon gerechtfertigt iſt, war ein höchſt primitives, das jeglichen Komfortes entbehrte: je nach der Oertlichkeit eine Höhle oder eine im Kies angelegte, allenfalls noch mit Laubwerk zum Schutz gegen die Witterung gedeckte Grube, deren Boden gleichzeitig die Stelle von Schlafſtätte, Tiſch und Herd vertrat. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß bei dem unſtäten Treiben des Mannes — die Jagd machte ſeine Hauptbeſchäftigung aus —

ein häufiger Wechſel in dem Aufenthaltsorte eintreten mußte; es leuchtet ferner ein, daß unter ſolchen Verhältniſſen und bei ſo niedrigem Kulturgrade an das Beſtehen geregelter ehelicher Verhältniſſe kaum zu denken war. Wo der herumſchweifende Jäger ein weibliches Weſen antraf, das ſeinen thieriſchen Trieb wachrief, hielt er eine Zeitlang mit ihm zuſammen, nahm es vielleicht auch als fernere Lebensgefährtin bei ſeinen weiteren Wanderungen mit ſich auf den Weg oder aber ließ es als „Strohwitwe" für immer im Stich.

Putzſucht und Koketterie kennzeichnen bereits das Weib, wo es uns zum erſten Male auf der Erde entgegentritt. Kleidung trugen zwar dieſe Schönen der älteren Steinzeit für gewöhnlich noch nicht, aber ſie verſtanden es wohl, ihre körperlichen Reize durch allerhand Schmuck zu erhöhen. Dies lehren uns die urgeſchichtlichen Fundſtücke. Freilich vermögen dieſe Schmuckſachen des Diluviums mit denen unſeres Zeitalters nicht den geringſten Vergleich auszuhalten; denn es ſind höchſt einfache und dürftige Schöpfungen, wie ſie meiſtens ſchon die Natur von ſelbſt darbietet, aber dabei doch ganz originelle: Zähne vom Bären, Höhlenlöwen, Pferd, Wolf, Fuchs, ſowie Eberhauer, Unterkiefer kleiner Thiere — kurz alles, was die Jagd abwarf, ferner Muſcheln und Schalen von Weichthieren, die, durchbohrt, auf einen Streifen aus Leder oder eine Thierſehne aufgezogen, als Halsband, Ohrgehänge oder Arm- reſp. Fußreifen getragen wurden. Wohlhabendere Evastöchter behängten ſich auch wohl mit durchlochten oder ſogar geſchnitzten Plättchen aus Elfenbein oder Rennthiergeweih, mit Stücken Fett, auffälligen reſp. bunten Geſteinſtücken u. a. m. Doch wir ſind in der Aufzählung des Putzes noch nicht zu Ende. Verſuchen wir in die Boudoirgeheimniſſe ein wenig tiefer einzudringen, ſo erfahren wir, daß auch bereits Schminke als Toilettenmittel in Anwendung kam, und zwar in Geſtalt unſchuldigen Ockers von gelber oder röthlicher Farbe,

— es ist dies derselbe Farbstoff, mit dem wir unsere Stubendielen streichen —, ferner des Braunsteins oder Graphits, Farbstoffe, die nicht nur zur Verschönerung des Teints, sondern der ganzen Körperoberfläche dienten. Wie Fraas vermuthet, wurden dieselben vielleicht mit Rennthierfett vermischt auf die Haut gestrichen; es scheint sich demnach in der That um eine Art Schminke gehandelt zu haben. Solche Schminktöpfchen hat man verschiedentlich, z. B. zu Andernach, in der Gudenushöhle u. a. O. aufgefunden. — Ferner scheint es bei den paläolithischen Damen auch Brauch gewesen zu sein, sich nach Art der Indianer auf Wangen, Brust und Arm mittelst Tättowirung Verzierungen anzubringen. Wir kennen eine kleine Darstellung aus der diluvialen Höhle zu Laugerie-Basse in Frankreich, die uns zu solcher Annahme berechtigt. Es ist dies eine Geweihsprosse, auf der sich ein mit Einschnitten (?) verzierter menschlicher Arm eingravirt findet. — Die Form und Herstellung des Körperschmuckes, wie wir sie soeben aus dem paläolithischen Steinzeitalter geschildert haben, ist den Reiseberichten zufolge noch die nämliche bei verschiedenen, auf niederer Kulturstufe, gleichsam noch im Steinzeitalter lebenden Naturvölkern.

Wie schon am Eingange betont, existirte zu der Zeit, von der wir sprechen, noch kein Haushalt: Küchenverwaltung, Handfertigkeiten, Kindererziehung und ähnliche Beschäftigungen, die heutzutage in den Wirkungskreis der Hausfrau fallen, stellten gar keine oder höchstens nur sehr geringe Anforderungen an das Weib. — Halten wir bei den sog. Wilden der Neuzeit nach der Beschäftigungsweise der Frau Umschau, so finden wir, daß in erster Linie die Anfertigung des Topfgeräthes zu solchen Obliegenheiten gehört. Die paläolithische Frau war besser als diese ihre modernen Mitschwestern daran; denn die Kunst der Keramik war zur Zeit noch unbekannt. Indessen das Fehlen irdenen Geschirres involvirt noch nicht, dem Diluvium die Methode des

Kochens abzusprechen. Das Garmachen der Speisen geschah, wie man es bei niederen Völkerschaften verschiedentlich noch beobachten kann, in der einfachen Weise, daß in eine Erdgrube, die mit Thon oder Lehm ausgeschmiert oder mit einer Thierhaut ausgekleidet war, oder in einen Trog aus einem im Innern verwitterten Baumstamm Wasser und Fleisch zusammen hineingeschüttet und durch glühend gemachte Steine zum Sieden gebracht wurden. Daß ein ähnliches Verfahren bereits zur Urzeit bestand, schließen wir mit Hörnes aus einem Funde aus der Gudenushöhle in Niederösterreich: mehreren ganz durchglühten Quarzgeröllen. — Ein anderes Verfahren, das möglicherweise auch bereits in Anwendung kam, ist das Braten resp. Rösten am Spieß, wenn auch nicht gerade in der entwickelten Weise, wie es bei Volksfesten (Ochsenbraten) noch heutzutage geübt wird — denn Eisen gab es ja noch nicht, und ein Holzspieß wäre sicherlich dabei verbrannt —, sondern vielleicht nur in der Art, wie man kleinere Thiere, im besondern Fische gegenwärtig (in Ungarn, Bayern, bei den Indianern) zu rösten pflegt, die man auf Stecken oder starken Ruthen aufgespießt im spitzen Winkel zur Erde in diese feststeckt und über Glimmfeuer langsam zum Rösten bringt. — Die Speisenkarte wies zur paläolithischen Periode bereits eine immerhin bedeutende Auswahl auf: hauptsächlich waren es jene mächtigen diluvialen Säugethiere, deren Fleisch die Mahlzeiten für den Menschen abgab: Mammuth, Rhinoceros, Rennthier, Pferd, Urstier, Riesenhirsch, Höhlenlöwe, Wildschwein u. a. m.

Das Thier wurde für gewöhnlich an Ort und Stelle, wo es eine Beute des Jägers geworden war, in seine Stücke zerlegt, wobei sicherlich das Weib hilfreiche Hand leistete. Die Haut wurde mittelst eines Feuersteinmessers aufgeschnitten und das Fell abgestreift, indem man mit falzbeinähnlichen Werkzeugen aus Rennthiergeweih nachhalf. An diese Procedur schloß

ſich das Ausweiden an. Das friſch ausſtrömende Blut wurde mittelſt der hohlen Hand oder löffelartig ausgehöhlter Knochenwerkzeuge aufgefangen und noch warm getrunken; möglicherweiſe leckte man es auch nach Art der Hunde auf. Sodann wurde der Schädel durch Steinbeile geöffnet und ſein noch warmer Inhalt, der für einen Hauptleckerbiſſen galt, an Ort und Stelle verſpeiſt. Dann erſt ging es an das Zerlegen des Thieres. Die weniger brauchbaren, ſchwer fortzuſchaffenden Stücke, wie der Rumpf, blieben zurück; dagegen wurden der Kopf, der Hals, ſowie die Extremitäten, an denen das meiſte Fleiſch zu ſitzen pflegt, nach Hauſe mitgeſchleppt. Hier fand die weitere Zerlegung und Zubereitung des erlegten Thieres ſtatt. Mittelſt Stein- und Knochengeräthe, die in ihrer Form an Beile oder Meſſer erinnern, wurde das Fleiſch gelöſt; die Knochen wurden noch weiter ausgenutzt, im beſonderen die markhaltigen Röhrenknochen wegen ihres ſchmackhaften Inhaltes aufgeſchlagen. Zum Zertrümmern derſelben dienten maſſive Bärenunterkiefer mit ſtehengebliebenem Eckzahn, die ſich als Hammer bequem handhaben ließen, oder an Ort und Stelle aufgeleſene Feldſteine. Solche fauſtgroße Hammerſteine kamen z. B. in Schuſſenried in Württemberg haufenweiſe zum Vorſchein, desgleichen größere Gneisplatten von 1—2 Quadratfuß Größe, die vielleicht als Schlachtblöcke oder auch als Herdſteine Verwendung fanden.

Das mehr oder minder gar gekochte Mahl wurde, ohne große Umſtände zu machen, verſchlungen. Gabeln gab es noch nicht; die Finger dienten als ſolche, die hohle Hand als Löffel. Wir kennen zwar löffelartige Gebilde, d. h. rinnenartig ausgehöhlte Geweihſtücke von 3—4 dcm Länge (Schuſſenquelle); ihre für den gewöhnlichen Gebrauch zu bedeutende Größe ſpricht aber eher dafür, daß ſie zum Auffangen des Blutes oder zum Auslöffeln des Gehirnes gedient haben mögen. — In Ermangelung von Thongefäßen benutzte man auch wohl hier und dort (Schuſſen-

quelle z. B.) zur Aufbewahrung von Flüſſigkeiten oder als Trinkbecher die Schädel der erlegten Thiere.

Neben der Zubereitung der Speiſen lag dem Weibe höchſtwahrſcheinlich auch noch die Herſtellung der zur Jagd und zum Abhäuten der Beute erforderlichen Geräthſchaften ob; in den ſpäteren Jahrtauſenden der paläolithiſchen Periode kam hierzu noch die Anfertigung der Kleidung. Urſprünglich gingen der diluviale Menſch und auch ſeine beſſere Hälfte unbekleidet einher, vielleicht auch nur zur wärmeren Jahreszeit. Wir beſitzen einige intereſſante Belege hierfür in Geſtalt einiger höchſt einfach ausgeführter, aber recht charakteriſtiſcher Darſtellungen menſchlicher Weſen auf Knochenſtücken. So zeigt u. a. eine Gravirung auf einem Schulterblattfragment aus der ſchon erwähnten Höhle zu Laugerie-Baſſe eine unbekleidete, aber mit Armbändern geſchmückte weibliche Figur. — Erſt gegen Ende der paläolithiſchen Zeit ſcheint entſprechend der fortſchreitenden Geſittung auch die Bekleidung des Körpers in Mode gekommen zu ſein; höchſt primitiv war ſie ſicherlich noch, denn Spinnen und Flechten waren noch unbekannte Fertigkeiten. Sie beſtand vermuthlich nur in einem Stück Fell, das als Mäntelchen über die Schulter oder die Hüften geworfen wurde, oder in das der Menſch auch vollſtändig hineinkroch. Da mag es nun zu den Obliegenheiten des Weibes gehört haben, dieſe Felle herzurichten d. h. ſie mittelſt Feuerſteinſchaber abzukratzen, zu glätten und mit Fett geſchmeidig zu machen, ferner ſie zu zuſchneiden und durch Näthe aus Lederſtreifen, Sehnen oder Darmſtreifen zu vereinigen. Daß hierzu ſchon Nadeln, Stichel, Pfriemen und Ahlen in Gebrauch waren, beweiſen verſchiedentliche Funde; in der Gudenushöhle z. B. hat man mehrere ſolcher, immerhin recht zierlich gearbeiteter Nähnadeln von 3,7—7,2 cm Länge gefunden, die aus dem Schulterblatt des Rennthieres geſchnitzt ſind und an dem einen Ende eine vermuthlich mittelſt einer ſteinernen Spitze hergeſtellte Durchbohrung tragen.

Dieſem äußerſt primitiven Kulturzuſtande, wie wir ihn geſchildert haben, nach zu ſchließen, muß die Stellung der Frau, wie überhaupt bei allen rohen Völkerſchaften, eine recht untergeordnete geweſen ſein. Ein ganz anderes Bild dagegen gewinnen wir von dem Leben und Treiben der Frau in der kulturgeſchichtlich ſchon fortgeſchritteneren Periode, der jüngeren Steinzeit. Der endloſe und ſchließlich aufreibende Kampf ums Daſein während der paläolithiſchen Periode brachte ſchließlich geradeſo wie die gewaltigen Thiere des Diluviums auch ihren Zeitgenoſſen, den Menſchen, allmählich zum Verſchwinden. An ſeine Stelle trat ein neues, friedliches und mehr ſeßhaftes Geſchlecht, das zu Beginn desjenigen Kulturabſchnittes, den wir als neolithiſches Zeitalter bezeichnen, vermuthlich aus Südoſten nach Mitteleuropa einwanderte und Hausthiere ſowie Kulturpflanzen mit ſich brachte. Arier waren es wohl oder, ſpeciell für die deutſchen Landſtrecken geſagt, germaniſche oder ſolchen verwandte (vorauseilende) Völkerſtämme, die zu Trägern neolithiſcher Kultur und Geſittung wurden.

Die Niederlaſſungen und Wohnräume dieſes Zeitalters waren dem höheren Kulturgrade gemäß ſchon freundlicher und ihrem Zwecke entſprechender eingerichtet als vordem. Die Anlage dieſer Behauſungen war von den lokalen Verhältniſſen abhängig. In gebirgigen Gegenden, z. B. in der fränkiſchen Schweiz, in Polen, Oberitalien ꝛc., waren es wiederum Höhlen oder Grotten, deren Inneres zum Aufenthaltsort umgeſtaltet wurde; auf ebenem Terrain, z. B. im norddeutſchen oder ungariſchen Tieflande, aus Fachwerk oder Rohrhalmen aufgerichtete und mit Lehm ausgeſtrichene Hütten, deren meiſt runder Boden entweder plan war oder tiefer als das Erdniveau lag und im letzteren Falle öfters noch Vorrathsräume barg (ſo in Lengyel); in waſſerreichen Niederungen endlich, z. B. in der Nordſchweiz, waren es Pfahlbauten, auf Roſtpfählen mitten in

einem See oder Fluß errichtete blockhausähnliche Anlagen. Die Einrichtung einer ſolchen Niederlaſſung beſtand in dem zum Leben nöthigſten Mobiliar — Tiſch- und Bankreſte hat man in den ſchweizeriſchen Pfahlbauten angetroffen —, in Küchengeräthſchaften allerlei Art, wie Tellern, Töpfen, Krügen, Bechern, Sieben, Tiegeln, Löffeln u. a. m., ſowie in einem Webſtuhle. Dementſprechend muß auch der Wirkungskreis der neolithiſchen Hausfrau ſchon ein recht umfangreicher geweſen ſein.

Ohne Zweifel lag ihr nunmehr die Anfertigung des Topfgeräthes ob, in der ſie vollends ihren künſtleriſchen Sinn und ihre Handfertigkeit bethätigen konnte. Daß dies auch wirklich der Fall war, beweiſt jene Pracht von Gefäßen, die uns aus den neolithiſchen Niederlaſſungen, im beſonderen aus den der ſchweizeriſchen Pfahlbauten entgegentritt.

Die Mannigfaltigkeit in den Geſchirrformen geſtattet wohl den Rückſchluß, daß auch die Kochkunſt bereits einen höheren Grad von Vervollkommnung erreicht haben muß. Dazu kommt, daß Ackerbau und Viehzucht eine ziemliche Auswahl in den Speiſen erlaubten. Verſuchen wir einmal, in die Töpfe unſerer neolithiſchen Urgroßmütter zu gucken, und wir werden ſtaunen, daß der Inhalt ſich wenig von dem der Töpfe aus unſerer heutigen Zeit unterſchied. Während der paläolithiſche Menſch auf Bärenſchinken, Mammuthrücken, Löwenfilet und Rennthiermark angewieſen war, brachte jetzt die Hausfrau neben Wildbret zahmerer Art, wie Hirſch, Reh, Eber, auch ſchon Schweine-, Rind- und Hammelbraten, ſowie allerlei Geflügel auf den Tiſch. Weitere Abwechſelung erhielt die Speiſenkarte durch die Erzeugniſſe der Seen und Flüſſe, wie Auſtern, Hechte, Barſche, Forellen u. a. m.; den Nachtiſch endlich bildeten Kompottſorten verſchiedener Art, wie Aepfel, Birnen, Pflaumen, Schlehen, Heidelbeeren, Preiſelbeeren u. ſ. w. im rohen oder geſchmorten Zuſtande. Dieſem reichhaltigen Speiſenprogramm zufolge muß

es nicht übel geweſen ſein, beim neolithiſchen Mitteleuropäer vor circa 6—8 Tauſend Jahren an der Tafel geſeſſen zu haben. — Die Herſtellung der Speiſen fand in Kochtöpfen ſtatt, wohl in derſelben Weiſe wie bei uns. Eigenartig war dagegen die Art des Brotbackens. Der Teig wurde auf einer glühend-heiß gemachten Steinplatte ausgebreitet und mit glühender Aſche beſtreut: ſo entſtanden Brote, die auf der Unterſeite flach, auf der Oberſeite gewölbt und uneben ausſehen. Die dichte Konſiſtenz der rundlichen, 1 Zoll bis 15 Linien dicken und 4—5 Zoll im Durchmeſſer großen Brote läßt darauf ſchließen, daß dieſelben keine Hefe als Zuſatz erhielten, es war demnach eine Art Zwieback. Dagegen wurden dem Teige Leindotter- und Leinſamen als Würze beigemengt oder auf das fertig geformte Brot aufgeſtreut. Auffällig iſt, daß die Brote, die ſich unter den Speiſeüberreſten aus den ſchweizerriſchen Pfahlbauten erhalten haben, nur aus Weizen- und Hirſemehl gebacken ſind, nicht aus Gerſtenmehl. Da nun aber auch Körner dieſer Halmfrucht unter den daſelbſt aufgeſpeicherten Getreidevorräthen ziemlich zahlreich vorkommen, ſo muß die Gerſte eine andere Verwendung gefunden haben: vermuthlich zur Bereitung von Bier. Denn den Nachrichten der Alten zufolge war ungehopfter Gerſtenſaft ſchon frühzeitig ein über ganz Europa verbreitetes und geſchätztes Getränk. Beſonderer Beliebtheit erfreute ſich das keltiſche Bier, deſſen Zubereitung im Hauſe ſtattfand und vielleicht auch den weiblichen Weſen zufiel. Der Ausſchank geſchah durch Kellner. Wie heimelt uns die Schilderung an, die Poſidonius, ein Schriftſteller im Anfange des 1. Jahrhunderts v. Chr., von einer keltiſchen Gaſtwirthſchaft entwirft: „Aus demſelben Faſſe wird fleißig Seidel nach Seidel verzapft und von den Kellnern rechts und links ausgetheilt.“ — Rebenblut ſcheint zur Zeit der neolithiſchen Kultur in Mittel- und Nordeuropa noch unbekannt geweſen zu ſein; denn einmal

fehlen unter den vorgeſchichtlichen Funden die zum Keltern erforderlichen Geräthſchaften, zum andern war bei dem ſtrengen Klima der damaligen Zeit an ein Fortkommen des Weinſtockes kaum zu denken; auch Oberitalien zeitigte damals noch keine genießbaren Trauben.

Eine weitere Beſchäftigung der germaniſchen Frau zur jüngeren Steinzeit war das Spinnen und Weben. Nicht nur allerhand Geräthe, die auf die Webetechnik Bezug haben, wie aus Rippenknochen hergeſtellte Flachshecheln, Spindeln, Spulen, Haſpelbeſtandtheile, Spinnwürtel und Webegewichte, legen von der Verbreitung der Webekunſt Zeugniß ab, ſondern auch eine ganze Anzahl wohlerhaltener Gewebſtücke.

Das Spinnen wurde mittelſt der Handſpindel beſorgt; denn das Spinnrad iſt eine Erfindung, die um mehrere Jahrtauſende jünger iſt. Die Spindel haben wir uns als ein aus hartem Holze — in ſpäterer Zeit benutzte man zu ihrer Anfertigung das Holz des Euvonymus europäus, eines Strauches, der deswegen den Namen Spindelbaum erhielt — geſchnitztes, oben ſpitz zulaufendes, unten mehr abgerundetes, 30—35 cm langes Stäbchen zu denken, dem in einer Entfernung von wenigen Centimetern vom unteren Ende ein thönerner oder beinerner Spinnwürtel feſt aufgeſteckt war. Solche Spinnwürtel ſind allenthalben in vorgeſchichtlichen Niederlaſſungen und Grabſtätten der neolithiſchen Periode gefunden worden: kreisrunde Gebilde von linſen-, mahlſtein-, kugel- oder ſtumpfkegelförmiger Geſtalt (4—5 cm Durchmeſſer, $2^1/_2$—4 cm Höhe), die der Höhe nach durchbohrt ſind, um auf die Spindel in der ſoeben geſchilderten Weiſe geſteckt zu werden. Die Wolle, in ſpäterer Zeit auch der Flachs — zur nordeuropäiſchen jüngeren Stein- und auch noch zur Bronzezeit ſcheinen nur wollene Gewebe angefertigt worden zu ſein — wurden, wie jetzt noch üblich, um einen Wockenſtock gewunden, der ſenkrecht in die Erde zu ſtecken

kam. — Nachdem der Anfangsfaden von dem am Wocken aufgeſteckten Wollbündel gezogen und mittelſt einer einfachen Schlinge an der Spindelſpitze befeſtigt war, zog die Spinnerin mit den Fingern der linken Hand die Faſerbüſchel vom Wocken aus, vereinigte dieſelben mit dem Anfangsfaden auf der Spindel und gab dieſer mit den Fingern der rechten Hand eine drehende Bewegung, die ſich dem durch die Spindel beſchwerten Faden mittheilte. War dann der Faden ausgeſponnen, d. h. die Spindel allmählich auf den Fußboden herabgeſchwebt, ſo ergriff die Spinnerin dieſelbe und wickelte, indem ſie ſie auf den Schoß ſetzte oder gegen die Bruſt ſtemmte, den Faden durch drehende Bewegung auf. Sodann wurde der Faden von neuem an der Spindel befeſtigt, dieſelbe in quirlende Bewegung geſetzt, und der geſchilderte Vorgang wiederholte ſich ſo weiter fort.

An das Spinnen ſchloß ſich das Weben an, das gleichfalls zur Hausinduſtrie zählte und den weiblichen Familienmitgliedern oblag. (Die Worte Weib und Weben ſollen denſelben Urſprung haben.) Die Gewebe, die zur jüngeren Steinzeit in Mittel- und Nordeuropa hergeſtellt wurden, beſtehen, wie Verfaſſer nachgewieſen hat, ausſchließlich in taffetartigem oder leinewandbindigem Gewebe; die Anfertigung des Köpers war damals noch unbekannt. — Das Weben iſt eigentlich nur ein modificirtes Flechten. Der erſte Webſtuhl mag von einem Flechtrahmen nur wenig Abweichendes geboten haben; auf ihm wurden die Garnfäden der Länge nach aufgeſpannt reſp. bei fortlaufender Kette an dem einen Ende durch herabhängende Gewichte ſtraff gehalten und der Quere nach von gleichfalls parallelen Fäden in der Weiſe gekreuzt, daß jeder Querfaden (der Einſchlag) abwechſelnd über und unter einen Längsfaden (die Kette) zu liegen kam. Es iſt dies der horizontale Webſtuhl. Seine weitere Ausführung iſt der wagerechte Webſtuhl,

wie er uns bereits zur jüngeren Steinzeit Mitteleuropas entgegentritt. In einer neolithiſchen Pfahlbaute der ſchweizeriſchen Seen wurden Ueberreſte von einem Webſtuhle aufgedeckt, die für eine vertikale Aufſtellung desſelben ſprechen; es waren dies zwei, 40—50 cm voneinander entfernt liegende bearbeitete Hölzer, zwiſchen denen 12 Thonkegel, alſo Webegewichte oder Zettelſtrecker lagen. Hiernach zu urtheilen, lag der ſteinzeitliche Stoff noch nicht einmal einfach breit. Er beſtand, wie die Funde lehren, in zwar grobem Leinewandgewebe, das aber die Hausmacherleinewand unſerer Zeit gut in die Schranken fordern konnte.

Außer im Spinnen und Weben waren unſere Frauen der Steinzeit auch in der Herſtellung von Filirarbeiten ſchon bewandert. Dies ſehen wir u. a. in einem mit beſonderer Kunſtfertigkeit geknüpften Haarnetz von ſorgſamſt feinſter Ausführung, das in einer Pfahlbaute zu Robenhauſen aufgefunden wurde. Auch an Filirwerkzeugen fehlt es hier und da nicht unter den Ueberreſten. Häkelnadeln z. B. fand man in ziemlicher Menge in einer fränkiſchen Höhle. Sie ſind aus Knochen, mit Vorliebe aus den Rippen eines großen Wiederkäuers, angefertigt und zeigen einen geglätteten Handgriff und an der Spitze einen ziemlich abgeſchliffenen Haken — ein deutlicher Beweis für fleißige Benutzung von zarter Hand. Aus der Durchbohrung, welche dieſe Nadeln am Griffende tragen, geht außerdem noch hervor, daß ſie von der Hausfrau am Gürtel getragen wurden, vielleicht um ſchadhafte Stellen, z. B. an den Fiſchernetzen, an Ort und Stelle ſogleich ausbeſſern zu können. — Mit der gleichen Geſchicklichkeit wie die Häkelnadel verſtanden unſere Urmütter der neolithiſchen Zeit auch die Nähnadel zu führen. Wir kennen ſolche Nähnadeln aus denſelben ſteinzeitlichen Höhlen Oberfrankens. Sie ſind gleichfalls aus Knochen angefertigt, aber viel kleiner als die Häkelnadeln, zum Theil

rund, gut zugeſpitzt und geöhrt; einzelne Exemplare weiſen ſogar mehrere Oehre auf. — Schöne Stickmuſter treten uns unter den neolithiſchen Funden aus den ſchweizeriſchen Pfahlbauten mehrfach entgegen. Mir fällt hierbei ein Stück Gewand aus einem Pfahlbau zu Irgenhauſen ein, welches von Fäden in der Weiſe durchzogen iſt, daß man ſogleich erkennt, es handelt ſich hierbei um gewiſſe hineingeſtickte Deſſins. Ein anderes Gewand, das freilich nicht in natura erhalten iſt, ſondern als Bekleidung auf einer Thonfigur aus der Pfahlbaute zu Laibach zur Darſtellung gebracht iſt, trägt vorn in der Mittellinie, ſowie an der Obernaht am Arme einen bortenartigen Beſatz, der ſich aus quadratiſchen Verzierungen mit einem Andreaskreuz zuſammengeſetzt und ſich gleichfalls als Stickerei, vielleicht auch als aufgeſetzte Tuch- oder Pelzfleckchen deuten läßt.

Wir haben uns in unſerer bisherigen Betrachtung über die weiblichen Handfertigkeiten zur neolithiſchen Periode vorzugsweiſe auf die Fundſtücke aus ſüddeutſchen, ſchweizeriſchen und öſterreichiſchen Niederlaſſungen berufen. Sind wir darnach berechtigt, ſolche auch bei den in der norddeutſchen Tiefebene wohnenden Völkerſchaften dieſer Kulturperiode vorauszuſetzen? Sicherlich wohl. Wenn wir auch keinen direkten Beweis für ſolche Annahme in den vorgeſchichtlichen Funden beſitzen, ſo berechtigt uns hierzu dennoch die verhältnißmäßig hochentwickelte Keramik, ſowie die zahlreich aufgefundenen Spinnwürtel, Flachshecheln und Webegewichte.

Nach alledem können wir der germaniſchen, wie überhaupt der neolithiſchen Frau einen gewiſſen Sinn für das Edle und Schöne nicht abſprechen, den ſie überdies auch in der Ausſchmückung ihres Körpers zu bethätigen ſuchte. Da das Material für die Herſtellung von Schmuckſachen noch ſo ziemlich dasſelbe wie zur älteren Steinzeit war, nämlich Stein, Knochen, Muſchel-

ſchalen, gegen Ausgang der jüngeren Steinzeit auch hin und wieder Kupfer, ſo darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir hier faſt dieſelben Zierrathen wiederfinden wie vordem, nur in einer etwas gefälligeren und weniger maſſiven Form. Obenan ſtehen hiervon durchbohrte Zähne vom Pferd, Wolf, Bär, Eber und Hund, die entweder einzeln als Amulett, beziehungsweiſe als Ohrgehänge oder auch zu einer Kette nebeneinander gereiht um den Hals getragen wurden. Kuglige oder eckige Perlen aus Bein oder Thon, zu kleinen Ringen zugeſchnittene Muſchelſtückchen von perlmutterähnlichem Glanz, die überaus häufig, z. B. in den fränkiſchen Höhlen, vorkommen und möglicherweiſe auch als Zierrath an den Gewändern ſaßen, ferner Thonſtückchen, die entweder durch punktförmige, bald kreisförmig, bald in geraden Linien angeordnete Vertiefungen oder durch rinnenartige, bald parallel laufende, bald ſich kreuzende Furchen reich ornamentirt erſcheinen, ſowie in einzelnen Gegenden der Bernſtein vervollſtändigten das Schmuckinventar.

Die Kleidung mag in einem linnenen Untergewande und einem wollenen Obergewande beſtanden haben, das durch Knochennadeln, Dornen oder zugeſpitzte Holzſtückchen, über den Hüften wahrſcheinlich durch einen Gürtel aus Baſt oder Leder zuſammengehalten wurde. — Geſchnitzte Einſtechkämme aus Buchsbaumholz, eigentlich Doppelkämme, d. h. zwei aneinander gelegte Kämme, die durch einen beide umgreifenden Griff miteinander verbunden waren, ſowie Nadeln aus Bein oder Holz dienten zur Befeſtigung der hochfriſirten Haare, die wohl bei Wohlhabenderen noch von einem feinen Haarnetz überdeckt wurden.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung noch einmal zur Beſchäftigungsweiſe der Frau zur jüngeren Steinzeit zurück. Neben dem Haushaltungsweſen ſtellte auch die Beſorgung der

Landwirthſchaft und des Viehſtandes mancherlei Anforderungen an das Weib. Während der Mann den Pflug führte, ging ſeine beſſere Hälfte mit der Saat in der Schürze aus Linnenſtoff hinterher. Zur Zeit der Ernte gab es ſodann für ſie alle Hände voll zu thun. Auf dem Felde hieß es da in erſter Linie das Getreide mähen, aber nicht mit der Senſe, ſondern mühſam mit dem geſchweiften Steinmeſſer oder der kupfernen Handſichel, denn damals war es noch Brauch, das Korn dicht unter der Aehre abzuſchneiden. War das Getreide hereingebracht, dann fand ſich im Hauſe wieder neue Arbeit. Das Ausdreſchen beſorgte zwar das Vieh; das Reinigen und Zerkleinern der Körner dagegen der Menſch. Von den Pfahlbauern wenigſtens ſcheint auf die Reinigung des Getreides von Spreu und Unkräutern ſchon Gewicht gelegt worden zu ſein; denn man hat dieſe haufenweis unter den Kehrichtabfällen ihrer Behauſung angetroffen. Das gereinigte Getreide wurde mittelſt Handmühlen gemahlen, oder richtiger geſagt, zerquetſcht. Solche Mühlen, die allenthalben unter den vorgeſchichtlichen Funden vorkommen und die den Beweis liefern, daß ihre Beſitzer die Körnerfrüchte bereits kannten, wenngleich ſie uns auch keine Reſte derſelben hinterlaſſen haben, beſtanden aus zwei glatten Feldſteinen von gehörigen Dimenſionen, die, durch die Hand in rotirende Bewegung geſetzt, das zwiſchen ihnen liegende Getreide zerquetſchten und je nach der Mühe, die ſich die ſchönen Müllerinnen dabei gaben, bald feineres, bald gröberes Mehl lieferten.

Wir übergehen die Pflege des Viehs und wollen nur noch einen Augenblick bei der Milchwirthſchaft verweilen. — Ob die ſteinzeitlichen Bewohner Mitteleuropas ſich ſchon auf die Butterbereitung verſtanden, hält ſchwer zu ſagen. Die klaſſiſchen Völker des Alterthums haben nachweislich noch nichts von der Butter gewußt. Hingegen ſollen die päoniſchen Pfahlbauern

den Nachrichten der Alten zufolge (Hecataeus) es verſtanden haben, „aus Milch ein Oel“ zu gewinnen, mit dem ſie ihren Körper einſalbten. Daß ſie dasſelbe auch als Speiſenzuſatz verwandten, wird nicht geſagt. Bei manchen Völkerſchaften der Neuzeit ſoll noch ein Abſcheu gegen Butter beſtehen. Andererſeits werden Scythen und Thracier als Butteresſer im Alterthum geſchildert. Bei dem Mangel an Beweiſen müſſen wir es unentſchieden laſſen, ob die Germanen ſchon die Kenntniß der Butterbereitung beſaßen. Dagegen dürfen wir bei ihnen wohl eine ſolche für die Käſebereitung vorausſetzen. Das Verfahren war vielleicht ein ähnliches, wie es heutzutage noch gewiſſe turkomeniſche Stämme üben. Sie laſſen kondenſirte Milch zur Säuerung kommen und die dabei gefällten Flocken, zu runden Kügelchen geformt, an der Sonne trocknen. Dieſen Kurut — ſo nennen ſie die Kügelchen — führen ſie als Reiſevorrath mit ſich und zerreiben ihn im Bedarfsfalle mit Waſſer zu einer Art ſaurer Milch. Tacitus ſpricht von dem lac concretum der Germanen, womit er vielleicht dieſe Art Käſe, alſo Quark gemeint hat.

Wir haben bisher die ethiſche Seite des Weibes ganz unberückſichtigt gelaſſen, aus dem einfachen Grunde, weil wir in dieſem Punkte nur auf Vermuthungen angewieſen ſind. Entſprechend dem ziemlich hohen Kulturgrade des neolithiſchen Zeitalters dürfen wir wohl annehmen, daß Moral und Sitte ſchon damals zu ihrem Rechte beſtanden, daß im beſondern jene drei Tugenden die germaniſche Frau bereits damals auszeichneten, die an ihren Nachkommen die römiſchen Schriftſteller noch rühmen: Liebe zum Gatten, zu den Kindern und zu dem Vaterlande. Deutlicher zeigt ſich dies ſchon in der darauf folgenden Bronzezeit, wie wir weiter unten noch ſehen werden.

Was zunächſt die Beſchäftigungsweiſe der Hausfrau in dieſer Periode betrifft, ſo iſt kaum anzunehmen, daß dieſelbe

durch die Einführung der Bronze eine merkliche Abänderung von der gewohnten im neolithiſchen Steinzeitalter erfahren hat. Mehr beeinflußt wurden dagegen durch die neue Kulturrichtung Putz und Schmuck. — Ueber die Kleidung der Germanin ſind wir gerade zur Bronzezeit ſo gut unterrichtet, wie wohl zu keiner anderen Periode der europäiſchen Urgeſchichte. Wir beſitzen nämlich eine Anzahl in Baumſärgen beigeſetzter Leichen, die ſich dank der konſervirenden Eigenſchaften des ſie umgebenden Mediums ſowohl ſelbſt als auch ihre Bekleidung ausgezeichnet erhalten haben, ſo daß wir alle Einzelheiten an ihnen ſtudiren können. Das Material aller Gewänder iſt Wollenſtoff. Unter einem großen Mantel aus Wolle und eingewebten Thierhaaren trug die Todte einen Anzug, beſtehend aus einer kürzeren Jacke mit Aermeln, deren Näthe unter dieſen und in der Mitte des Rückens verlaufen, und einem langen Rock aus demſelben Stoff, der um die Taille von einem gröberen wollenen Bande und darüber noch von einem feineren, anſcheinend in drei Streifen gewebten und mit ſchönen dicken Quaſten verzierten Gürtel zuſammengehalten wurde. Die nach vorn offene Jacke hielt eine im Sarge gefundene Bronzeſpange zuſammen. Die langen wohl erhaltenen Haare ſcheinen mit einem Haarkamme, der ebenfalls ſich im Sarge vorfand, urſprünglich aufgeſteckt geweſen zu ſein und wurden durch ein aus Wollfäden zierlich geknüpftes Haarnetz zuſammengehalten. Von Schmuckſachen fanden ſich bei der Leiche noch ein ſpiraliger Fingerring, zwei Armbänder und ein großer gewundener Reif, der möglicherweiſe ein Diadem oder einen Halsring vorſtellt. — Verweilen wir noch einen Augenblick bei den Schmuckſachen. Es leuchtet ein, daß ſogleich nach dem Bekanntwerden der Bronze in denjenigen Ländern, die noch keine Kenntniß von den Metallen beſaßen, im beſonderen die Kunſtinduſtrie ſich dieſe neue Erſcheinung zu nutze machte, und dies um ſo mehr,

da bereits vollentwickelte, geschmackvolle Formen, die zugleich mit dem Rohmaterial importirt wurden, die Vorbilder abgaben. Alsbald begann sich der Schönheits- und Formensinn in üppiger Weise zu entwickeln, wovon die reiche Ausstattung der Gräber Zeugniß ablegt. Wir kommen auf diesen Punkt noch einmal ausführlich zurück.

Zunächst soll uns die ältere Eisenzeit, die Hallstattperiode, eingehender beschäftigen. Für diesen Zeitabschnitt gestatten uns die überaus zahlreichen Grabfunde, in Deutschland speciell die Fundstücke vom sogen. Lausitzer Typus (Lausitz, Schlesien, Sachsen, Posen, Pommern), ein einheitliches Bild von Leben und Treiben der vorgeschichtlichen Frau, im besonderen der Germanin, um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. zu rekonstuiren.

Das Heim der deutschen Frau bildete nach den von Jentsch im Neißethale aufgefundenen Haustrümmern eine aus Fachwerk mit Rohrgeflecht und Lehmbewurf errichtete Hütte, oder ein aus Rollholz geschichtetes und in den Fugen gleichfalls mittelst Lehm gedichtetes Blockhaus, das zum Theil in den Boden eingesenk war und von einem ziemlich tief herabhängenden Strohdache überdeckt wurde. — In anderen Gegenden, z. B. Thüringen, Sachsen, Priegnitz ꝛc., waren Hütten von rundlicher Form, wie sie die Germanen von ihren neolithischen Vorfahren übernommen hatten, noch üblich. Solche Form, die einem Bienenkorbe nicht unähnlich sieht, ohne Fenster und mit hoch gelegener Thüröffnung, zeigen die Darstellungen der Behausung nordischer Barbaren, die sich auf der Siegessäule des Marc Aurel finden. Die gleiche Form finden wir in verschiedenen Hausurnen wieder, Thongefäßen, die Nachbildungen der vorgeschichtlichen Häuser zur Bronze- und Eisenzeit sind. Diesen Modellen zufolge bestanden die germanischen Hütten in einem runden Oberbau, dessen aus Flechtwerk aufgebaute und mit Lehmbewurf gedichtete Wände

ſich nach oben zu bis auf eine runde Oeffnung kugelartig vereinigten, ſo daß ein Vergleich mit einem Backofen oder Bienenkorb nicht unpaſſend erſcheint. Dieſe Oeffnungen, die offenbar zum Abzug des Rauches dienten, konnten bei Regenwetter oder Schneegeſtöber durch eine Art Kappe geſchloſſen werden. Dies können wir wenigſtens aus einigen Hausurnen vermuthen, deren Dach einem aufgelegten Deckel mit Knopf gleicht. Dieſe Annahme findet ihre weitere Beſtätigung in einigen in Schleswig-Holſtein aufgefundenen Thondeckeln, die man bisher ausſchließlich in vorgeſchichtlichen Wohnplätzen, niemals in Gräbern beobachtet hat. Es ſind maſſive, oben gewölbte, unten flache runde Thonſcheiben mit einem Knopf in der Mitte von 9 Pfund Gewicht, die wegen ihrer Schwere unmöglich als Topfdeckel Verwendung gefunden haben können. Wir haben es hier höchſtwahrſcheinlich, worauf Mestorf hingewieſen hat, mit ſolchen Schutzkappen vorgeſchichtlicher Hütten zu thun. — Der Eingang zum Innern dieſer Hütten lag, den thönernen Nachbildungen nach zu urtheilen, ziemlich hoch und glich mehr einem Loche zum Hineinkriechen, als einer bequemen Thür. Er wurde durch eine in Falzen ruhende Einſatzthür geſchloſſen gehalten, die man mittelſt eines durch Oeſen verſchiebbaren Querbalkens verriegeln konnte.

Dem beſcheidenen Raume, den eine ſolche altgermaniſche Hütte einnahm, entſprach ihre ebenſo beſcheidene Einrichtung. Den Mittelpunkt bildete der Herd, nicht ein Aufbau von Steinen, ſondern eine flache Stelle des feſtgeſtampften Eſtrichs. Unter dem ſpärlichen Inventar des Hauſes fehlte nicht der Webſtuhl: auf zwei zwieſelartig gegabelten, ſenkrecht aufgerichteten Pfählen ruhte ein Querſtab, an dem die Kettfäden herabhingen und durch thönerne oder ſteinerne Zettelſtrecker von zwei bis drei Pfund Gewicht in Kugelform ſtraff gehalten wurden. Es iſt dies dieſelbe Form des vertikalen Webſtuhles,

wie wir ſie ſchon aus der Zeit der neolithiſchen Pfahlbauten kennen gelernt haben. Der wollene Faden wurde mit der Handſpindel geſponnen, wie die vielfach aufgefundenen perlenförmigen Spinnwürtel vermuthen laſſen. Stoffreſte fehlen uns leider bisher aus dieſen Gegenden; vorzugsweiſe mag Wolle Verwendung gefunden haben, jedoch iſt den Nachrichten der römiſchen Schriftſteller zufolge nicht auszuſchließen, daß zu ihrer Zeit die germaniſchen Frauen auch ſchon in der Herſtellung leinener Gewänder erfahren waren. Daß ſie ferner den gewebten Stoff nicht nur zu Kleidern zurechtſchnitten, ſondern auch zu anderen Arbeiten mit Geſchmack zu verwenden verſtanden, lehren uns die thönernen Nachbildungen ſchwellender Kiſſen, die zum Kinderſpielzeug gehörten.

Die Tracht der Germanin beſtand nach den Angaben des Tacitus in einem eng anliegenden leinenen Hemd, einem ärmelloſen, vorn offenen Leibchen und einem wollenen Obergewande, das durch eine Fibel oder ein anderes ſpitziges Geräth zuſammengehalten wurde. Ob ſchon ums Jahr 500 v. Chr., mit dem wir uns im beſonderen hier beſchäftigen, dieſe Kleidung üblich war, oder noch die oben geſchilderte aus der Bronzezeit, läßt ſich nicht ſagen. Jedenfalls war dieſelbe auch ſchon damals, wenn auch nicht ſo oft wie heute, der Mode, für die der ſüdliche Einfluß maßgebend war, unterworfen. — Die Hüften pflegte ein aus Leder oder Zeug angefertigter Gürtel zu umſchließen, der überaus reich mit getriebenen Ornamenten aus Bronze verziert war und nicht minder reich ausgeſtattete Verſchlußſtücke: Gürtelblech und Haken — Schnallen waren damals noch unbekannt — trug. Wohlhabende Frauen trugen einen ebenſolchen Gürtel noch als Schärpe von der linken Schulter zur rechten Hüfte; außerdem pflegten ſie — was für das Hallſtattzeitalter geradezu charakteriſtiſch iſt — den Gürtel und, wo es ſonſt anging, auch das Obergewand mit allerlei Zierath nach

Art der oberbayeriſchen Mädchen zu behängen. Dieſe Zierrathen beſtanden in radförmig durchbrochenen Scheiben, in Kettchen, die ihrerſeits wieder mit Bronzeblechen von allerlei Form, den ſogen. Klapperblechen, behängt waren, in Figürchen u. a. m. — Eine ſo ausgeputzte Evastochter der Hallſtattperiode muß hiernach keinen üblen Anblick gewährt haben, wenn ſie im flimmernden und klingenden Glanze ihres ſo prächtigen Bronzeſchmuckes einherſchritt: die geſchmeidigen Handgelenke und üppigen Unterarme ſchmückten bronzene oder goldene Bänder oder Reifen von beſonderer Schönheit, die manchmal ſogar eine erſtauuliche Größe beſaßen und nicht ſelten eins über das andere geſchichtet oder als ein einziges großes Exemplar in ſpiraliger Anordnung bis zur Schulter hinaufreichten. In ähnlicher Weiſe waren die Unterſchenkel geſchmückt. An den Fingern ſaßen Ringe von zierlicher Form und Ausführung. Den Hals zierten Colliers aus Bronze- oder Bernſtein-, auch Emailleperlen, ferner gewundene Bronze- oder Goldreifen oder geſtanzte halbkreisförmige Platten, die manchmal, dachziegelartig übereinander gelegt, bis tief auf die Bruſt herabhingen. Das hoch aufgekämmte Haar hielten Kämme aus Bronze oder Knochen, ſowie Einſtechnadeln von beſonders kunſtvoller Arbeit zuſammen; beſſer ſituirte Frauen flochten ſich in ihr Haar wohl auch einen Gold- oder Bronzereif hinein oder ſchmückten ihre Stirn mit einer Art Diadem. Auch auf die Verzierung der Gewänder wurde, wie ſchon ausgeführt, große Sorgfalt verwandt und, wo es nur anging, dieſelben mit allerlei glänzenden Zierrathen behängt. Die Stelle von Knöpfen vertraten die ſog. Fibeln, d. h. größere oder kleinere Gewandnadeln nach Art unſerer Sicherheitsnadeln. Es iſt unmöglich, hier in Kürze die Fülle der Formen zu ſchildern, welche alle dieſe Schmuckſachen und beſonders die Fibeln aufweiſen; um ſie kennen zu lernen, muß man ſchon ein vorgeſchichtliches Muſeum beſuchen; die obige Zuſammenſtellung

giebt nur einen ſchwachen Begriff von dieſer Pracht und dieſem Außenglanz zur Hallſtattperiode.

Wir verlaſſen das Kapitel über Putz und Schmuck und wenden uns wieder den ernſteren Beſtrebungen des Hallſtattweibes, ihrem Wirken im Haushalte zu. Hier haben wir ſpeciell wieder die germaniſche Frau vor Augen. Betrachten wir zuerſt das Wirthſchaftsgeräth. Wir ſtaunen hier über die große Mannigfaltigkeit in den Geſchirrformen, die, man könnte faſt behaupten, eine viel größere iſt als ſie gegenwärtig unſere Keramik ſchafft: Näpfe, Schüſſeln, Schalen, Teller, Tiegel, Taſſen, Thonlöffel, mächtige Terrinen, tonnenförmige und blumentopfähnliche Gefäße, Töpfe, Fläſchchen Kannen, Krüge, Pokale, Stürzen u. a. m. gehörten zum altgermaniſchen Küchengeräth. Dazu kommen noch verſchiedene Gefäße von ganz bizarren Formen, über deren Bedeutung man ſich nicht recht klar iſt: getheilte Gefäße, die als Lampen gedeutet worden ſind, durchſchlagähnliche Becken mit Löchern von Strohhalmdicke, die nach der Anſicht der Einen bei der Speiſenzubereitung Verwendung fanden, nach Annahme der Anderen zum Transportiren der Kohlengluth von einem Orte zum anderen benutzt wurden, an den Seitenwänden durchbrochene glockenartige Gefäße von Doppelkegelform, die vielleicht Räuchergefäße oder auch Unterſätze für Topfgeſchirr in der Feuersgluth darſtellen ꝛc. — Bei dieſer reichen Auswahl von Küchengeſchirr muß das Kochen für die germaniſche Hausfrau ſicherlich ein Vergnügen geweſen ſein. Ueber die Tafelgenüſſe, die ſie dem Gatten zu bereiten verſtand, ſind wir im Grunde genommen weniger unterrichtet als zur neolithiſchen Zeit. Das Rohmaterial für die Speiſen war ſicherlich dasſelbe wie früher; nur die Zubereitung mag eine beſſere geweſen ſein. Vorwiegend beſtand die Nahrung in Fleiſchkoſt: neben den Erträgen der Jagd und des Fiſchfangs kam das Fleiſch der verſchiedenen Hausthiere, die man hielt, wie Rind, Pferd, Schwein, Ziege

und Schaf, auf den Tiſch. Unter den vegetabiliſchen Nahrungsmitteln ſtehen die Cerealien und Leguminoſen obenan. Wie die pflanzlichen Funde beweiſen, wurden von den Halmfrüchten Weizen und Gerſte bereits in verſchiedenen Sorten, ferner Hirſe, anſcheinend auch Hafer, von den Hülſenfrüchten Bohnen, Erbſen und Linſen auf den Feldern der Germanen angebaut; der Roggen fehlte dagegen noch unter den damals kultivirten Getreidearten. — Von den Früchten des Waldes wurden Aepfel, Zwetſchen, Vogelkirſchen, in einzelnen Gegenden auch Birnen, ferner Himbeeren, Brombeeren, Erdbeeren genoſſen. — Wir übergehen die Einzelheiten der germaniſchen Küchenkunſt, da wir uns über dieſelbe ſchon an anderer Stelle im Zuſammenhange ausgelaſſen haben und aus Mangel an darauf bezüglichem Material nichts Neues hinzuzufügen im ſtande ſind.

Dafür wollen wir uns etwas eingehender mit der ſittlichen Größe der Germanin beſchäftigen. Wir hoben bereits hervor, daß die Römer ihren Landsleuten drei Haupteigenſchaften der germaniſchen Frau als Vorbild hinſtellten: ihre Hingabe an den Gatten, ihre Anhänglichkeit zu den Kindern und ihre Liebe zum Vaterlande.

Das eheliche Verhältniß zwiſchen den beiden Gatten ſoll ein inniges geweſen ſein, trotzdem die altgermaniſche Ehe eigentlich nur eine Art Kauf war. Nachdem zwiſchen den beiderſeitigen Partien, ſo führt Joh. Scherr aus, der Kaufpreis ausbedungen war, wurde die Braut, der die bis dahin loſe getragenen Haare unter eine Haube geſteckt worden waren — woher unſer Ausdruck „unter die Haube kommen" für Heirathen ſtammt —, vom Vater oder Vormunde dem Bräutigam vorgeſtellt, der von dieſem ein Schwert erhielt, zum Zeichen, daß ihm von jetzt an nicht nur die Herrſchaft über ſeine Gattin, ſondern auch die Pflicht der Beſchützung zukomme. Der Bräutigam küßte ſodann die Braut, ſteckte ihr ein Ringlein an die linke Hand, und die

Ehe war geſchloſſen. — In gleich zärtlicher Weiſe wie an dem Gatten hing die Germanin an ihren Kindern. Wenn wir auch für dieſes innige Verhältniß gerade keine handgreiflichen Beweiſe beſitzen, ſo geſtattet doch der Umſtand, daß Mutter und Kind ſich oft genug in einer gemeinſamen Totenurne beigeſetzt finden, den Rückſchluß, daß ein gleiches Zuſammenleben auch bei Lebzeiten zwiſchen beiden Theilen beſtanden haben mag. Für einen engeren Anſchluß der Familienmitglieder aneinander ſpricht in gleicher Weiſe die Thatſache, daß die germaniſchen Volksſtämme zwiſchen Elbe und Oder bis zur Weichſel hin die vorbenannten Ueberreſte ihrer Angehörigen in einer gemeinſamen Grabſtätte, gleichſam einer Familiengruft (rechteckige Einfriedigungen aus mauerartig übereinander geſetzten Feldſteinen) beizuſetzen pflegten. Die Geräthſchaften, denen man bei Lebzeiten die Hauptbeſchäftigung geweiht hatte, folgten dem Todten mit ins Grab, offenbar, damit dieſe ſich ihrer auch im Jenſeits, in der Walhalla, noch bedienen könnten: den Männern ihre Waffen, den Frauen Miniaturnachbildungen des Küchengeſchirrs, Spindel und Webegewichte, ſowie Schmuckgeräthe, den Kindern endlich ihre Lieblingsſpielſachen. Dieſer Umſtand ſpricht augenſcheinlich dafür, daß die alten Germanen bereits an ein Fortdauern des Lebens nach dem Tode glaubten.

Mit ſolchem Glauben dürfte auch die Erſcheinung in Zuſammenhang ſtehen, daß ſich verſchiedentlich an den Leichenurnen abſichtlich angebrachte Durchbohrungen der Wand vorfinden, die manchmal durch ein dünnes Glimmerblättchen verſchloſſen ſind — Fenſter, durch welches die Seele ihren Weg ins Jenſeits nehmen ſollte. Das Kinderſpielzeug, das den Kleinen ins Grab mitgegeben wurde, beſteht in kleinen niedlichen Gefäßchen, wahren Nippſachen, in Schnabeltäßchen, die zur Kinderernährung gedient haben mögen, und vor allem in Klappern, hohlen Thongebilden, die die Form einer Birne oder eines Apfels, auch eines Thieres,

z. B. eines Gänschens, Schweines, oder eines Tönnchens, Fläſchchens, einer Hantel oder eines Kiſſens u. dergl. m. haben und in ihrem Innern Stein- oder Thonküchelchen einſchließen, die bei Bewegungen ein klapperndes Geräuſch von ſich geben. Als Kinderſpielzeug ſind wohl auch jene Kieſelſteine von unregelmäßiger Geſtalt und je zwei bis acht Gramm Gewicht zu deuten, die Jentſch in einer Ecke einer germaniſchen Wohnung zu ungefähr 150 Stück zuſammengehäuft aufdeckte.

Zu der Anhänglichkeit an die Familie geſellte ſich als dritte Eigenſchaft der Germanin die Liebe zum Vaterlande hinzu. Mit derſelben Geſchicklichkeit und derſelben Opferwilligkeit, mit der ſie im Haushalte ihres Amtes waltete, verſtand ſie es im Nothfalle, wenn es galt, das Vaterland zu retten, auch das Schwert zu führen. Die vorgeſchichtlichen Funde aus der Bronzezeit lehren, daß Dolch und Schwert, die ſelbſtgewählten Abzeichen des kriegeriſchen Sinnes, die Germanin ins Jenſeits hinüber begleiteten. Die römiſchen Schriftſteller führen verſchiedene Beiſpiele für ihre Tapferkeit an. Es ſei in dieſer Beziehung nur an zwei Fakta erinnert: an den Kampfesmuth, mit der ſich die germaniſchen Frauen auf den raudiſchen Feldern in die Schlacht ſtürzten, und an die Selbſtverleuguung, mit der ſie bei einer anderen Gelegenheit, als ſie gefangen genommen waren und keine Zuſage der Unverletzlichkeit ihrer Perſon erhielten, zuerſt ihren Kindern und dann ſich ſelbſt den Tod gaben. Die deutſche Heldenſage verkörperte ſolche Seelengröße der germaniſchen Frau in der Perſon der Gudrun, Brunhilde und Thusnelda. Und die nordiſche Walküre würde demnach nicht eine in der Phantaſie des Dichters entſtandene Erſcheinung, ſondern ein der reinen Wirklichkeit enſprechendes Weſen ſein.

Zum Schluß noch einige Worte über die äußere Erſcheinung der vorgeſchichtlichen Germanin. — Leider, ſo müſſen wir geſtehen, iſt unſer Wiſſen nach dieſer Richtung hin noch ein

abſolut unvollkommenes. Wenn uns ein Rückſchluß von der Gegenwart auf fernzurückliegende Zeiten geſtattet iſt, dann können wir uns die Germanin als eine ſtattliche Perſon von hellblonden Haaren, blauen Augen und ziemlich weißem Teint, wofern derſelbe nicht durch die Arbeit im Freien oft genug eine leichte Bräunung erfahren hat, vorſtellen. Freilich mögen auch brünette Elemente darunter vertreten geweſen ſein; indeſſen dürfte der helle Typus vor dem Dunklen im Durchſchnitt das Uebergewicht gehabt haben. Mit ſolcher Annahme ſtimmen auch die ſpärlichen Angaben der alten Schriftſteller über die körperlichen Eigenſchaften der Germanin überein. — Was die Körpergröße betrifft, ſo ſind wir hierüber ebenſowenig orientirt. Man könnte ſich zwar vorſtellen, daß dieſelbe ſich mit Leichtigkeit aus den Skelettreſten der Vorzeit herleiten ließe; allein man möge dabei einmal in Betracht ziehen, daß Skelette aus den uns intereſſirenden Gebieten und Zeiten nicht gerade häufig ſind, denn, wie ſchon erwähnt, pflegte ein großer Theil der deutſchen Volksſtämme ſeine Todten zu Aſche zu verbrennen; zum anderen möge man auch bedenken, daß die wenigen erhaltenen Skelette in ſo ſchlechtem Zuſtande auf uns gekommen ſind, daß es kaum möglich iſt, einen Schenkelknochen, geſchweige denn den ganzen Körper zu meſſen. So erklärt es ſich auch, daß wir in der archäologiſchen Litteratur vergebens nach diesbezüglichen Angaben ſuchen. Die einzige derartige Publikation bezieht ſich auf ein Nachbargebiet, das Gräberfeld von Hallſtatt im Salzkammergut. Wenn auch in demſelben keine Germaninnen gerade beſtattet ſind, ſo ſei doch der Vollſtändigkeit halber dasſelbe hier noch berückſichtigt. Die daſelbſt ausgegrabenen weiblichen Skelette hatten eine Durchſchnittslänge von 5 Fuß 4 Zoll (= 1,67 m), mithin eine recht ſtattliche Größe.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

# Aus dem Straf- und Gefängnißwesen Nordamerikas.

Rückblick auf eine Studienreise von **Dr. P. G. Aschrott.**

Preis Mk. 1.—.

In die Gefängnisse von Nordamerika führt uns Dr. Aschrott. Da drüben das Straf- und Gefängnißwesen, rein vom praktischen Bedürfniß geleitet, noch in fortwährender Entwickelung ist, da das Strafrecht in den einzelnen Staaten sich unterscheidet und eine noch größere Verschiedenheit bei der praktischen Durchführung Platz greift, so ist es ein buntschillerndes Bild, das der Verfasser malt. Wir ersehen daraus, daß bei all den rohen Auswüchsen nordamerikanischer Justiz, wie sie die Presse häufig mittheilt, doch manche Einrichtung in manchem Staat geradezu musterhaft und des eingehenden Studiums werth ist.

(Litteraturblatt.)

## Ersatz kurzzeitiger Freiheitsstrafen

Eine kriminalpolitische Studie
von **Dr. P. G. Aschrott.**

Preis Mk. 1.—.

## Zur Frauenfrage.

Von Prof. **C. Laas.**

Preis Mk. —.80.

## Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen.

Von Prof. **Dr. Fr. v. Holtzendorff.**

2. Auflage. Preis Mk. 1.—.

## Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie.

Von **Dr. K. Bruchmann.**

Preis Mk. —.60.

## Die Amazonen in Sage und Geschichte.

Von **Dr. Wilhelm Stricker.**

2 Auflage. Preis Mk. —.75.

## Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen.

Von **Carl Reinecke.**

Mit einer Lichtdrucktafel. Preis Mk. 1.20.

## Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

Von **Carl Neumann.**

Preis Mk. —.60.

## Die Brutpflege der Thiere.

Von **Dr. K. Kräpelin,**
Professor und Direktor des Naturhistorischen Museum in Hamburg.

Preis Mk. —.60.

## Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides.

Von **Dr. Erich Bußler.**

Preis Mk. —.80.

## Anna Amalia,

**Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach,**
die Begründerin des Weimarischen Musenhofes.

Von **Dr. Paul Weizsäcker.**

Preis Mk. 1.—.

## Leiden und Thaten der Frauen im Kriege.

Von **H. Hetzel,** Prediger.

Preis Mk. —.60.

## Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.

Von **Dr. Ludw. Schwerin.**

Preis Mk. 1.—.

## Stellung und Leben der Deutschen Frau im Mittelalter.

Von **Gustav Reinsch.**

Preis Mk. —.75.

## Frauenwünsche und Frauenbestrebungen.

Von **Hedwig Bender.**

Preis Mk. 1.40.

## Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung:

Luise Büchner, Marie Calm.

Von **Alice Bousset.**

Preis Mk. 1.—.

Digitized by Google

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 186.

# Leben und Treiben der deutschen Frauen in der Urzeit.

Von

Georg Buschan,
Dr. med. et phil. zu Stettin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Gaylord
PAMPHLET BINDER
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.